

# Stadtgeschichte und Quartiergeschichte

Autor(en): **Fritzsche, Bruno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **82 (1986)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117560>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Stadtgeschichte und Quartiergeschichte

Von *Bruno Fritzsche*

Wie wird Zürich, die erste grosse schweizerische Stadt, aus den Einzelhäusern gebildet sein?  
Franz Kafka, Tagebuch

Was Kafka in Erwartung seines Zürcher Besuches notierte, umschreibt auch recht genau eine zentrale Fragestellung moderner Stadtgeschichte, nur dass diese, ihrer sozialhistorischen Ausrichtung entsprechend, weniger nach der durch die Häuser vermittelten ästhetischen Wahrnehmung fragt als nach den gesellschaftlichen Gruppen, welche diese Gebäude bewohnen. In jedem Fall aber wird die Stadt gesehen als ein Kompositum vieler in sich verzahnter Einzelteile, als ein «mosaic of social worlds», wie es Louis Wirth, ein Klassiker der Stadtgeschichte, nannte<sup>1</sup>.

Dieses Nebeneinander sozialer Welten in der engen Konzentration städtischer Agglomerationen ist bereits den Zeitgenossen, die das explosive Wachstum der Städte im 19. Jahrhundert miterlebten, aufgefallen. Das gilt nicht nur für die englischen Industriestädte, allen voran Manchester, deren Slumquartiere zahlreiche schockierende und schockierte Schilderungen erfahren haben<sup>2</sup>, auch für Zürich liessen sich, freilich in weniger krasser Weise, neben «eleganten Wohnbezirken» wie der «Millionenvorstadt» Enge auch «Industriebezirke» ausmachen wie Aussersihl mit einer «sehr zahlreichen Bevölkerung, aber hauptsächlich der (hand-)arbeitenden Klasse angehörig und in manchem Quartier bis zum Proletariat absinkend»<sup>3</sup>. Es sind, trotz ihrer räumlichen Nähe, streng voneinander geschiedene Welten. «Wie die andere Hälfte lebt» betitelte der sozialkritische Journalist Jacob Riis seinen berühmten Bericht über die Slumquartiere New Yorks<sup>4</sup>, und eine Dame aus der bürgerlichen Gesellschaft Zürichs empfand um die Jahrhundertwende einen Ausflug, oder muss mansagen eine Expedition nach Aussersihl, als «ein aufregendes, ja verbotenes Unternehmen. Zum ersten Mal erlebten wir Menschen der Fabrik aus der Nähe»<sup>5</sup>.

Systematisch hat sich die Wissenschaft mit der sozialen Ausdifferenzierung städtischer Binnenräume seit den 1920er Jahren beschäftigt, allen voran die «Chicago School of Sociology». Ihre Thesen und Theorien haben zu einer fruchtbaren, aber nie entschiedenen Kontroverse über die Ausprägung und die Mechanismen der sozialen Segregation geführt, die hier nicht resümiert werden kann<sup>6</sup>. Ohnehin folgt die Sozialgeographie der Stadt Zürich wie der übrigen Schweizer Städte auch

nicht den in der Literatur endlos diskutierten räumlichen Modellen. Was auf den ersten Blick auffällt, ist, dass in den kleinräumigen Verhältnissen der Schweiz sich die Verteilung eng an der jeweiligen Topographie orientierte. Bevorzugte Wohnlagen entstanden an Seeufern oder an südexponierten Hängen, während die einkommensschwachen Schichten an Ungunstlagen wie Schattenhänge oder neblige Flussniederungen verwiesen wurden<sup>7</sup>.

Dieser Prozess wurde kaum über ökonomische (Bodenpreis), sondern vielmehr über subtile gesellschaftliche Mechanismen gesteuert. Seine ersten Anfänge gehen weit ins 18. Jahrhundert zurück, als nämlich die reichgewordenen Verlagsherren und Marchands-Banquiers aus dem engen Gewirr der Altstadtgassen auszogen und sich ihre prestigeträchtigen Wohnsitze am Rand der damaligen Stadt, am «Berg» über dem Hirschengraben, im Stadelhofen oder im Stadterweiterungsgebiet im Talacker bauten. Damit zeichnete sich ein Wandel der Wertvorstellungen ab. Nicht mehr der Kern der Stadt, sondern das freie Gelände der Vorstadt (das in unserm Fall grösstenteils noch innerhalb der Mauern lag) wurde zur bevorzugten Wohnlage: Gunst- und Ungunstlagen sind keine objektiven, sondern kulturspezifische Begriffe.

Erst mit dem Ende des Ancien Régime und seiner rigorosen Bevölkerungspolitik, welche die Nichtbürger nach Möglichkeit von der Stadt fernhielt und in die Vororte verbannte, begann sich die Umstülpung der alten Sozialgeographie auf breiter Front durchzusetzen. Die alten Bürgerhäuser wurden unterteilt, aufgestockt und angebaut, zu preisgünstigen Mietobjekten gemacht, in die eine anschwellende, erwerbssuchende Unterschicht strömte. Gerade dadurch verschlechterte sich die Wohnlage, was die alteingesessenen Bürger zum vermehrten Rückzug veranlasste und zu neuen Zuwanderungsschüben und zur weiteren Verdichtung führte. Um 1890 lebten etwa dreimal mehr Menschen auf dem Gebiet der, wie es die Vorstellung will, «engen» mittelalterlichen Stadt als im Ancien Régime: Gunst- und Ungunstlagen ergeben sich nicht nur aus der Topographie, sondern sind weit mehr noch Ergebnisse der Stadtentwicklung.

Das zeigt sich auch in der Entwicklung der Vororte, in die das immense Bevölkerungswachstum überquoll. Grundlegend für die Ausprägung der Sozialgeographie ist vielerorts die Linienführung der Eisenbahn. Während die Schauseite des Bahnhofgebäudes zur begehrten Adresse wurde, entwickelten sich die Gegenden um die Geleiseanlagen, Lagerschuppen und Reparaturwerkstätten des Vorbahnhofs zu Unterschichtsquartieren nicht nur in Zürich (Aussersihl), sondern auch in Bern (Lorraine), Luzern (Untergrund) und anderswo. War einmal der

mindere Charakter eines Gebietes festgelegt, so schien es nur vernünftig, es mit weiteren, die Wohnqualität und das Wohnprestige belastenden Einrichtungen zu belegen. So folgten in Aussersihl den Bahnanlagen die Militäreinrichtungen Kaserne und Zeughäuser, der Schlachthof und das Bezirksgefängnis, das Gaswerk und die Fäkalienkübel-Waschanlage der Kanalisation, Gewerbebetriebe und Fabriken.

Umgekehrt konnten prestigeträchtige öffentliche Institutionen auch das Wohnprestige fördern. So wurde das Bauerndörfchen Fluntern nicht nur wegen seiner Hanglage mit prächtiger Aussicht, sondern auch wegen seiner Nachbarschaft zu Polytechnikum und Universität, die auf dem ehemaligen Schanzengebiet über der Stadt gebaut wurden, zur bevorzugten Wohngegend.

Die Ausdifferenzierung unterschiedlicher Sozialräume im 19. Jahrhundert ist ein sich selbst verstärkender, rekursiver Prozess, der in engem Zusammenhang steht mit der Bildung der industriellen Gesellschaft und ihren einzelnen sozialen Schichten. Er erreichte seinen Höhepunkt gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Es war die Zeit des prozentual grössten Städtewachstums überhaupt, die Zeit, da vor allem die einkommensschwachen, damals noch selbstständigen Ausgemeinden, von der Entwicklung überrollt, ihre Infrastrukturaufgaben nicht mehr erfüllen konnten und dem finanziellen Ruin entgegentreiben, die Zeit, da sich die quartierspezifischen sozialen Unterschiede nicht nur in bezug auf Einkommen und Vermögen, sondern auch hinsichtlich Lebenserwartung und Mobilität, Wohnqualität und Schulbildung besonders stark ausprägten<sup>8</sup>. Dieser Verschärfung der sozialräumlichen Trennung entsprach eine Zuspitzung der sozialen Konflikte im selben Zeitraum mit dem Höhepunkt des Landes-Generalstreiks, der seinerseits vom militanten Arbeiterquartier ausging und von ihm getragen wurde.

Der Höhepunkt war aber zugleich Wendepunkt und Beginn einer Neuorientierung. Die unhaltbaren Zustände in den ärmeren Ausgemeinden erzwangen 1893 die erste Eingemeindung und damit eine gerechtere Verteilung der Steuerlasten<sup>9</sup>. Das Baugesetz vom selben Jahr erlaubte mit einer Verschärfung der eigentumsbeschränkenden Auflagen eine effizientere Planungspolitik, die insbesondere «das Entstehen gesundheitsschädlicher Massenquartiere» verhindern sollte<sup>10</sup>, grossangelegte Wohnungsenquêteen in allen grösseren Schweizerstädten machten das Ausmass ungenügender Wohnungsversorgung deutlich<sup>11</sup>. Um die Jahrhundertwende schliesslich setzte, vorerst noch zögernd, der kommunale und genossenschaftliche gemeinnützige Wohnungsbau ein. Rund ein Viertel des heutigen Wohnungsbestandes der Stadt Zürich ist seither mit Unterstützung der Gemeinde gebaut worden<sup>12</sup>.

So kündigte sich denn auch auf wohnungspolitischem und städtebaulichem Gebiet in dieser Periode die Wende zum Sozialstaat an, mit dem Ergebnis, dass die materielle Situation gerade der Unterschichten langfristig verbessert wurde, zugleich aber die Arbeiterquartiere, die man lange Zeit sich selbst überlassen hatte und die sich, allen voran das «rote Aussersihl», zu einer Art Gegen-Zürich entwickelt hatten, integriert und damit unter bessere Kontrolle gebracht werden konnten.

Faszinierend an der modernen Stadtgeschichte ist, dass die Bildung unterschiedlicher Schichten innerhalb der industriellen Gesellschaft sich in der unterschiedlichen Ausprägung der einzelnen Quartiere räumlich abgebildet hat. Der Stadtbummler wird zum Wanderer durch die Schichten und Zeiten. Zahlreiche Landmarken signalisieren die soziale Nutzung eines Raumes, die sich vielleicht schon längst verändert hat. Nur schon die öffentlichen Gebäude reden eine deutliche Sprache, wenn man ihre zur scheinbaren Selbstverständlichkeit gewordenen Standorte historisch überprüft. Wieso beispielsweise gehören Kunsthaus und Stadttheater ebensowenig nach Aussersihl wie Schlachthof und Polizeikaserne nach Fluntern oder Riesbach?

Was für den heutigen Historiker gilt, galt umso mehr für den damaligen Zeitgenossen: Er erlebte die Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht räumlich-konkret. In diesen durch die gebaute Umwelt aufgespannten sozialen Räumen wurden denn auch, ebenso sinnlich erfahrbar, die sozialen Dramen inszeniert. Es gehörte (und gehört noch) zum unumstösslichen Ritual, dass die Opposition gegen den bürgerlichen Staat sich in der Gegengemeinde Aussersihl formierte und von hier aus einen Ausfall in das «Herz des Kapitalismus», an die Bahnhofstrasse, unternahm. Die umgekehrte Stossrichtung war weniger häufig, ist aber auch verbürgt; so etwa ein Demonstrationszug der Abstinenzbewegung, welche der Arbeiterschaft die Segnungen des Alkoholverzichtes nahebrachte, oder der Marsch der Frontisten gegen den Sozialismus und Internationalismus der Aussersihler<sup>13</sup>.

Weil die Umwelt des sozialtypischen Lebensraumes die sozialen Schichten, die sich darin eingerichtet haben, mitprägte, sind Untersuchungen zu einzelnen Quartieren eine Möglichkeit, der Lebensweise sozialer Gruppen, die sich vielerorts unter ähnlichen Bedingungen entwickelt haben, auf den Sprung zu kommen. In der Tat hätte der Aussersihler des 19. Jahrhunderts sich in der Umwelt eines andern Arbeiterquartiers wohl besser zurechtgefunden als im Villenvorort der eigenen Stadt, wo ihm nicht nur der Lebensstil fremd war, sondern wo er auch die Zeichen und Symbole der Gebäude und des Strassenraumes nicht zu lesen verstand. Die von der städtischen Umwelt vermittelten Signale und

Bedeutungen in ihren sozialspezifischen Ausprägungen zu untersuchen, sozusagen eine Semiotik der Quartiere zu erstellen, wäre eine hochinteressante, aber noch kaum je versuchte Aufgabe.

Stadtgeschichtliche Fragestellungen, in der Schweiz lange Zeit vernachlässigt, haben in den letzten Jahren zu einer Reihe bemerkenswerter Studien über Zürich geführt, von denen allerdings bisher nur eine einzige in Buchform erschienen ist<sup>14</sup>. Dieses neuerwachte Interesse an Quartiergeschichte mag auch zusammenhängen mit der aktuellen gesellschaftlichen Bewusstseinslage, die nach dem Scheitern der grossen Entwürfe in der Euphorie des Wachstumsbooms der 1950er und 60er Jahre sich wieder der Pflege des eigenen Gärtchens, der Ausgestaltung der privaten Räume, der unmittelbaren Umgebung zugewandt hat. Es wäre aber falsch, diese Arbeiten als Lokalstudien mit Nostalgiecharakter (die es zwar auch gibt, hier aber nicht besprochen werden sollen) zu qualifizieren. Vielmehr bemühen sie sich darum, die Ausprägung von Sozialräumen und ihre Entwicklungsbedingungen im Rahmen des gesamtstädtischen Wachstums darzulegen, also die skizzierte Fragestellung moderner Stadtgeschichte einzulösen.

Vom Standpunkt eben dieser Stadtgeschichte ist es bedauerlich, dass sich alle Arbeiten mit dem gleichen Quartier beschäftigen, nämlich mit Aussersihl. Die Präferenz für das unruhige Arbeiterquartier<sup>15</sup> ist zwar verständlich, denn es verspricht, zumindest auf den ersten Blick, interessanter zu sein als das wohlhabende Oberstrass oder das gediegene Riesbach. Man muss aber darauf hinweisen, dass die Vernachlässigung der «langweiligen» Quartiere (und Schichten) zur Simplifizierung verführen kann: Wenn Zwischentöne ausgeblendet werden, reduziert sich die Geschichte auf den Gegensatz von Bourgeoisie und Proletariat.

Immerhin ist eine vorzugsweise Beschäftigung mit Unterschichtsquartieren auch vom Erkenntnisinteresse der Stadtgeschichte wenigstens teilweise gerechtfertigt: Im etablierten Bürgertum, welches das Ideal der nach innen gekehrten Gemeinschaft der Familie verwirklicht hat, spielt die Aussenwelt des Quartiers für die Sozialisation eine wohl untergeordnete Rolle. Ganz anders für die Unterschicht, die, aus der Kontrolle des Meisterhaushalts entlassen, in den minderen Quartieren zusammenströmte und hier, sich selbst überlassen, ihr Selbstbewusstsein erst noch finden musste und buchstäblich «zur Klasse für sich» wurde. Dass in diesem Prozess der Bewusstseinsbildung der ausserfamiliäre öffentliche Raum des Quartiers eine wichtige Rolle gespielt haben muss, lässt sich aus manchen Indizien ablesen; so an der zentralen Bedeutung von Versammlungen und Demonstrationen auf öffentlichem Grund, aber auch an beiläufigen Bemerkungen wie «... an den schönen



Sommerabenden standen viele Proletarier in den Strassen, um die Sachlage zu besprechen», oder «... wo die letzten Häuser stehen und die ärmsten Leute wohnen, pflegt es ja überhaupt des abends auf den Strassen lebhaft zu sein»<sup>16</sup>.

Hinweise geben vor allem aber auch Versuche, diese Öffentlichkeit abzubauen oder unter Kontrolle zu halten. So enthält die Polizeiverordnung von 1894 auffallend viele Bestimmungen über das Verhalten auf öffentlichem Grund. Insbesondere sind «verkehrshemmende Ansammlungen von Personen auf Trottoirs oder Strassen» untersagt (Art. 67). Verboten ist auch «Singen, Musizieren und Lärmen in den Strassen, insbesondere nach 10 Uhr nachts» (Art. 15). Die Strassen sind kein Kommunikations-, sondern ein Verkehrsraum<sup>17</sup>.

Zu den Charakteristiken aller Arbeiterquartiere gehörte auch die Vielzahl von Spelunken und Wirtschaften, die ebenso einen offenbar ausgiebig genutzten öffentlichen Raum darstellten, in dem nicht nur getrunken und die Geselligkeit gepflegt, sondern auch heftig politisiert wurde. Berühmtheit in dieser Hinsicht erlangten in Aussersihl neben der «Sonne» unter anderen auch die «Blume», das «Casino», das «Rütli» oder das «Velodrom»<sup>18</sup>.

Gewiss hing der von bürgerlicher Seite oft beklagte häufige Wirtshausbesuch mit den unerfreulichen Wohnverhältnissen, die den Arbeiter aus den eigenen vier Wänden vertrieben, zusammen. Diese Wohnungsmisere zu bessern, hatten sich verschiedene gemeinnützige Gesellschaften zum Ziele gesetzt: die AG zur Erstellung von Arbeiterhäusern, welche ab 1864 die vor kurzem abgerissenen Aktienhäuser in der Kalkbreite erstellte, und der Aktienbauverein, der an verschiedenen Orten, unter anderem am Limmatplatz nach dem Vorbild der Cité ouvrière in Mülhausen kleine Siedlungen baute<sup>19</sup>. Mit dem Ziel, den unvermöglichen Einwohnern der Stadt ein Heim zu bieten, war auch die Absicht verbunden, sie vom Wirtshausbesuch und von öffentlichen Veranstaltungen fernzuhalten, auch wenn dieses Motiv kaum je so deutlich zum Ausdruck kam wie bei Alfred Krupp, dem grosszügigen Förderer des Arbeiterwohnungsbaus in Deutschland, der die Arbeiter seiner Siedlungen ermahnte: «Das Politisieren in der Kneipe ist nebenbei sehr teuer, dafür kann man im Hause besseres haben. Nach gethaner Arbeit verbleibt im Hause bei den Eurigen, bei der Frau und bei den Kindern»<sup>20</sup>.

Wie dem Arbeiter der Rückzug in die Privatsphäre der Familie nahegelegt werden sollte, lässt sich bis in architektonische Einzelheiten des philanthropischen Wohnungsbaus nachweisen. So gehörte es dazu, möglichst jede noch so kleine Wohnung mit einer eigenen Haustüre zu versehen, gemeinsame Treppen und Gänge waren verpönt. Ein Gärt-

chen vor dem Haus sollte nicht nur ein Stück Natur, Licht, Luft und Sonne vermitteln, sondern ebenso die Distanz zum Nachbarn wahren, die Privatsphäre ausdehnen und dafür sorgen, dass der Arbeiter «nicht mit dem ersten Schritt aus seinem Haus auf fremdes Gebiet tritt»<sup>21</sup>.

Die Hausordnungen von Siedlungen wohlthätigen Charakters untersagten die Aufnahme von Schlafgängern und Aftermietern, ein Verbot, das nur schwer durchzusetzen war. Ganz allgemein galt in der zeitgenössischen Wohnungsreform-Literatur der Schlafgänger als ein Hauptgrund für die Verwahrlosung der Arbeiterfamilie. Im Vordergrund der Argumentation stand die sittliche Gefährdung der heranwachsenden Töchter durch lüsterne Bettgänger, gemeint aber war, dass er als Eindringling in die Privatsphäre ein harmonisches, in sich gekehrtes Familienleben verunmöglichte.

Nun war die Aufnahme von Untermietern in manchen Lebensphasen des Haushaltes schlicht eine ökonomische Notwendigkeit, die allen ideellen Erwägungen vorausging. Bemerkenswert ist aber, dass familienfremde Wohnungsinsassen auch dort regelmässig zum Arbeiterhaushalt gehörten, wo der ökonomische Zwang nicht gegeben war<sup>22</sup>. Lässt sich daraus schliessen, dass für die Unterschichten das bürgerliche Ideal des intimen Familienlebens noch keine Gültigkeit hatte, dass für sie eine grössere Öffentlichkeit zum akzeptierten Lebensstil gehörte? Diese Frage liesse sich erst dann beantworten, wenn wir mehr wüssten über die sozialen Beziehungen zwischen den Familien und ihren Untermietern. Wurde hier Solidarität gestiftet unter Angehörigen der gleichen sozialen Schicht, waren Schlafgänger nicht viel mehr von den Wohnungsmietern Ausgebeutete, oder lebten sie einfach aneinander vorbei?

Die Bemühungen der philanthropischen Baugesellschaften, die räumlichen Voraussetzungen für ein (klein-)bürgerliches Familienidyll zu schaffen, waren quantitativ ohne grosse Bedeutung<sup>23</sup>. Im riesigen Städtewachstum nach 1885 beschränkten sich die Behörden darauf, das Ausmass der Schäden festzustellen und die schlimmsten Auswüchse durch Verordnungen zu unterbinden. Wohnungsinspektorate sollten darüber wachen, dass der Gesundheit abträgliche, zu kleine, ungenügend belüftete, feuchte oder lichtlose Räumlichkeiten nicht bewohnt würden.

In der Praxis allerdings ging es, wie ein Bericht des Wohnungsinspektors von St. Gallen enthüllt<sup>24</sup>, weniger darum, bauliche Mängel, die nun einmal vorhanden waren, aufzuheben, als darum, die Leute zu einem ordentlichen Familienleben anzuhalten. So verlangte unser Gewährsmann, der Kraft seines Amtes sich jederzeit unangemeldet Zutritt zu den Wohnungen verschaffen konnte, «eine von Betten ausgeräumte Wohnstube, also ein für die ganze Mietfamilie gemeinsamer Wohnraum, in



welchem sie sich 'häuslich' einrichten könnte». Dazu gehörten beispielsweise «Vorhänge, die nicht wenig zu einer Traulichkeit und Heimeligkeit beitragen». Freilich war dieser Kampf um die Durchsetzung bürgerlicher Wohnvorstellungen langwierig, «nur eine immer sich wiederholende Belästigung der Betroffenen kann helfen». Die Betroffenen oder Betroffenen waren ausnahmslos Leute aus der Unterschicht, vorzugsweise Italiener, denn «bei gutgesitteten Leuten in der Gemeinde, in der Wohnung Vornehmer, wo man zum Voraus der strengsten Ordnung versichert sein darf, fanden wir bis heute nichts zu tun». Doch lohnten sich die Anstrengungen, denn «wie der Mensch in der Wohnung lebt, so mehr oder weniger in der Öffentlichkeit». Wichtig war, auch in beengten Verhältnissen eine familiäre Intimsphäre zu schaffen, denn, so meint er mit Sombart, den er zitiert: «Wo bleibt die Diskretion, eine der wichtigsten sozialen Tugenden, wenn jeder jedem durch die hundertmal am Tage geöffnete Tür mit einem Blick in das Allerheiligste und Allerunheiligste der Wohnung sieht?»

Auch in der Tätigkeit der Wohnungsinspektorate vermischt sich der physiologische Gesundheitsbegriff mit einem gesellschaftlichen. Die Massenquartiere, deren Verhinderung sich das Baugesetz von 1894 zum Ziel gesetzt hatte, waren eben nicht nur in einem medizinischen, sondern auch in einem politischen Sinn ansteckend und gefährlich.

Aus den hier skizzierten Reaktionen auf das Leben der Arbeiter in der Stadt des 19. Jahrhunderts geht hervor, dass diese den anzustrebenden bürgerlichen Lebensstil noch ungenügend rezipiert hatten und dass die Förderung des Familiengedankens um so angezeigter war, als das traute Heim den Proletarier von der gesundheitlichen, sittlichen und politischen Gefährdung in der Öffentlichkeit des Arbeiterquartiers abzuhalten geeignet schien.

Wie nun freilich das Leben in der Öffentlichkeit des Quartiers konkret aussah, ist eine noch weitgehend unbeantwortete Frage. Die erwähnten Arbeiten zur Geschichte Aussersihls geben einen sehr detaillierten und präzisen, durch die aufwendige Auswertung von Massenquellen erarbeiteten Rahmen der materiellen Bedingungen ab. Diesen Raster mit dem Instrumentarium und den Methoden der Volkskunde mit anschaulichem Leben weiter auszufüllen, wäre eine faszinierende und verdienstvolle Aufgabe, die Wesentliches beitragen könnte zur Frage nach der Entstehung eines Arbeiterbewusstseins im Arbeiterquartier.

Auch dieser wichtige Aspekt wird allerdings seine wahre Leuchtkraft erst dann entfalten, wenn er eingebettet werden kann ins Mosaik der sozialen Welten einer entstehenden Industriegesellschaft, die in der Stadt ihr räumliches Abbild findet.

*Anmerkungen*

<sup>1</sup> L. Wirth: Urbanism as a Way of Life. In: American Journal of Sociology 44 (1938), 1–24.

<sup>2</sup> J. P. Kay: The Moral and Physical Condition of the Working Classes ... in Manchester. London 1832.

Friedrich Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Leipzig 1845.

W. Cooke Taylor: Notes of a Tour in the Manufacturing Districts of Lancashire. London 1842. Und viele andere mehr.

<sup>3</sup> Petition der Gemeinde Aussersihl... betreffend Vereinigung von Zürich und Ausgemeinden, d. 1. November 1885. Aussersihl 1885.

<sup>4</sup> Jacob Riis: How the Other Half Lives. New York 1890.

<sup>5</sup> Regina Kägi-Fuchsmann: Das gute Herz genügt nicht. Zürich 1968, 47.

<sup>6</sup> Gute Übersichten über die Diskussion bieten:

Duncan Timms: The Urban Mosaic. Towards a Theory of Residential Differentiation. Cambridge 1971.

Jürgen Friedrichs: Stadtanalyse. Soziale und räumliche Organisation der Gesellschaft. Opladen 1981.

<sup>7</sup> Ausführlicher dazu:

Bruno Fritzsche: Mechanismen der sozialen Segregation. In: Hans J. Teuteberg (Hg.): Homo habitans. Münster 1985, 155–168.

<sup>8</sup> Daten zu den Sozialprofilen der einzelnen Quartiere finden sich bei:

Bruno Fritzsche: Das Quartier als Lebensraum. In: Werner Conze (Hg.): Arbeiterexistenz im 19. Jahrhundert. Stuttgart 1981 (Industrielle Welt, 33).

<sup>9</sup> Christian Schenkel: Die erste Zürcher Stadtvereinigung von 1893. Diss. Uni. Zürich. Andelfingen 1980.

<sup>10</sup> Peter Zweifel: Aspekte von Stadtentwicklung und Stadtplanung in Zürich, 1860–1890. Unveröff. Liz.arbeit. Zürich 1981, 210.

<sup>11</sup> Eine vergleichende Auswertung der Wohnungsenqueten findet sich bei:

Claude Haltmeyer: Stadtwachstum und Wohnungsnot in der Schweiz, Ende des 19. Jahrhunderts. Unveröff. Liz.arbeit. Bern 1984.

<sup>12</sup> Gemeinnütziger Wohnungsbau in Zürich. Zürich 1974, 12.

<sup>13</sup> Konrad Kreis: Städtische soziale Segregation und Arbeiterwohnungsfrage. Unveröff. Liz.arbeit. Zürich 1981, 42 und 82.

<sup>14</sup> Konrad Kreis (wie Anm. 13).

Hans-Peter Bärtschi: Industrialisierung, Eisenbahnschlachten und Städtebau. Basel 1983 (Schriftenreihe des Instituts für Geschichte und Theorie der Architektur an der ETH Zürich, 25).

Heinz Looser: Der Italienerkrawall von 1896. Widerstände gegen die Einführung bürgerlicher Verhältnisse in der Grossstadt. Unveröff. Liz.arbeit. Zürich 1983.

Daniel Künzle: Wohnen im Arbeiterquartier. Stadtentwicklung und Lebensbedingungen am Beispiel von Zürich-Aussersihl im ausgehenden 19. Jahrhundert. Unveröff. Liz.arbeit. Zürich 1985.

<sup>15</sup> Aussersihl als Schauplatz spielt eine wichtige Rolle auch bei:

Steffen Lindig: Der Entscheid fällt an den Urnen. Sozialdemokratie und Arbeiter im Roten Zürich 1928 bis 1939. Zürich 1979.

Heinz Rathgeb: Der Ordnungsdiensteneinsatz der Schweizer Armee anlässlich des Italiener-Krawalls im Jahre 1896 in Zürich. Diss. Uni. Zürich 1977.

<sup>16</sup> Zitiert nach K. Kreis (wie Anm. 13), 76.

<sup>17</sup> Ausführliche Überlegungen dazu bei H. Looser (wie Anm. 14), 138 ff.

<sup>18</sup> K. Kreis (wie Anm. 13), 45.

Eine Schilderung politischer Versammlungen in Wirtschaften bei: H. Looser (wie Anm. 14), 71 ff.

<sup>19</sup> Alfred Cattani: Die Aktienhäuser in Aussersihl. Zürich 1961.

<sup>20</sup> W. Kley: Bei Krupp. Eine sozialpolitische Reiseskizze mit besonderer Berücksichtigung der Arbeiterwohnungsfürsorge. Leipzig 1899.

<sup>21</sup> F. Schuler: Die Fabrik-Wohnhäuser in der Schweiz. In: Zeitschrift für Statistik 1896, 223–263, hier: 238.

<sup>22</sup> D. Künzle (wie Anm. 14), 138–140.

<sup>23</sup> Eine Übersicht über die Bestrebungen in andern Städten gibt:

Walter Ruf: Das gemeinnützige Baugenossenschaftswesen in der Schweiz. Diss. Uni. Basel. Zürich 1930.

<sup>24</sup> Effektiv in dem bis 1918 politisch selbstständigen Vorort Tablat. Alle folgenden Zitate aus:

K. Kern: Wohnungsinspektorate in der Schweiz. Zürich 1912 (Sozialpolitische Zeitfragen der Schweiz, 23).